

II. Nachrufe



Foto: Raimund Klingebiel

Erika Simon

(27. 6. 1927 – 15. 2. 2019)

Erika Simon, geboren am 27. Juni 1927, Professorin für Klassische Archäologie an der Universität Würzburg, seit 1978 korrespondierendes Mitglied der Heidelberger Akademie, ist am 15. Februar 2019 gestorben.¹ Als Tochter eines Gartenbauarchitekten wuchs sie in einer musischen Atmosphäre auf; schon als Schülerin war sie malend, musizierend und dichtend aktiv. Die letzten Jahre der Schulzeit, vor und nach dem Ende des 2. Weltkriegs, erlebte sie als Phase des Chaos, der Bedrohung und Befreiung. Das Studium der Klassischen Archäologie, Klassischen Philologie und Germanistik in München und Heidelberg von 1947 bis 1952 empfand sie dann als Neubeginn einer kulturellen Lebensordnung. Nach dem Staatsexamen für das Lehramt an Schulen 1952 und der Promotion im selben Jahr in Heidelberg bei Reinhard Herbig erhielt sie das Reisestipendium des Deutschen Archäologischen Instituts. Seit 1953 war sie Assistentin bei Roland Hampe an der Universität Mainz, wo sie 1957 die Habilitation erwarb. Im Jahr 1957 wechselte sie, zusammen mit Hampe, als außerplanmäßige Professorin an die Universität Heidelberg. Von 1964 bis 1994 war sie ordentliche Professorin und zugleich Direktorin des Martin-von-Wagner-Museums an der Universität Würzburg.

Als Erika Simon in den 1950er Jahren in die Klassische Archäologie eintrat, war sie für die Zunft eine unerwartet neue Stimme, die von manchen als erfri-

1 Die im Folgenden zitierten Schriften von Erika Simon sind in ihrer Bibliographie, nach Jahren geordnet, zu finden: E. Simon, *Ausgewählte Schriften*, Band I–IV (Mainz 1998–2012): Band I, 255–263; Band III, 182–184; Band IV, 220–221.

schend, von vielen aber als unbequeme Zumutung empfunden wurde. Die Altertumswissenschaften waren nach der Katastrophe des Nationalsozialismus auf die Anknüpfung an die kulturellen Traditionen des Abendlands und ihre Ursprünge in Griechenland ausgerichtet. Die Klassische Archäologie suchte diese Rückbesinnung einerseits in einer ästhetischen Stilgeschichte der archaischen und klassischen griechischen Kunst, andererseits an den ‚authentischen‘ Orten der wieder aufgenommenen Grabungen in Olympia, Samos und dem Kerameikos von Athen. Erika Simon wandte sich dagegen schon früh der antiken Bilderwelt in einem sehr viel weiteren Sinn zu: als Zeugnis einer umfassenden Geschichte der antiken Kultur. Und dabei nahm sie gleichermaßen die griechische wie die römische Kunst in den Blick. Das war eine starke Herausforderung, zumal von einer jungen Frau in einer von männlichen Kriegsteilnehmern dominierten Disziplin.

Erika Simon hat so klar wie wenige andere Altertumswissenschaftler ihrer Generation die Macht von Religion und Mythos erkannt, lange bevor diese im Zug des ‚cultural turn‘ als zentrale Elemente der antiken Kultur- und Sozialgeschichte erkannt wurden. In ihrer Dissertation über „Opfernde Götter“ (1953) hat sie, weit über die damals aktuelle Stilgeschichte hinaus, einen Aspekt der griechischen Vorstellung von Göttlichkeit entfaltet, der kaum in Schriftquellen Niederschlag gefunden hat, sondern genuin der Bildkunst angehört. Ihre Erklärung als Ausdruck einer spezifischen ‚Frömmigkeit‘ der Götter hat seinerzeit heftigen Widerspruch hervorgerufen. Die Diskussionen dauern bis heute an, tendieren jedoch vielfach wieder in die von ihr gewiesene Richtung. In ihren späteren Arbeiten hat Erika Simon den Blick auf die Archäologie von Religion und Mythos immer stärker ausgeweitet: Gegenüber den großen Traditionen der Forschung zur antiken Religion in Deutschland, England und Frankreich, die stark auf den Zeugnissen und Konzepten der antiken Literatur begründet waren, ging es ihr vor allem darum, daneben die Bildwerke und die Kultstätten in den Blick zu rücken.

Sehr wesentlich hat Erika Simon das große internationale „Lexicon Iconographicum Mythologiae Classicae“ mitgeprägt. Darin befinden sich unter ihren rund 100 Beiträgen die monumentalen Artikel über die großen römischen Gottheiten Apollo, Diana, Mars, Mercurius, Neptunus und Vulcanus, die zum Teil nahezu monographisches Format erreichen. Dasselbe gilt für ihre Beteiligung an dem Nachfolgeprojekt des „Thesaurus Cultus et Rituum Antiquorum“, zu dem sie mit einer von ihr geleiteten Equipe einen Halbband über „Weihgeschenke, römisch“ erarbeitet hat. Beide Werke verdanken ihr aber noch viel mehr: In dem internationalen Redaktions-Komitee, das bei regelmäßigen Sitzungen alle eingereichten Artikel durchsprach, war sie eine einzigartig gründliche Leserin, die aus ihrem unerschöpflichen Wissen zahllose, zum Teil substantielle Berichtigungen, Ergänzungen und Modifikationen beitrug.

Über diese fundamentalen Instrumente der Forschung hinaus hatte Erika Simon ausgeprägte Fähigkeiten zu umfassenden Synthesen. Ihre großen Bücher

über „Die Götter der Griechen“ (1969, 3. Auflage 1985) und „Die Götter der Römer“ (1990, 2. Auflage 1998) erhielten durch die Weite des Blickes auf Texte, Bildwerke und Kultstätten eine ungemein starke Vitalität. Damit erreichten sie eine Leserschaft weit über die Kreise der Wissenschaft hinaus.

Noch mehr wurde Erika Simon in ihren frühen Jahren zu einer Protagonistin der römischen Archäologie in Deutschland, die weit in die Zukunft wies. Mit ihren Arbeiten zu Denkmälern um Augustus hat sie maßgeblich eine Entwicklung eingeleitet, mit der seit den späten 1960er Jahren die römische Archäologie in Deutschland zum wichtigsten Paradigma des Faches avancierte. Dies war nicht nur eine Wiedergewinnung der römischen Kunst, die in der Klassischen Archäologie – nach einer ersten ‚Entdeckung‘ spezifisch römischer Formkonzepte im früheren 20. Jahrhundert – sehr im Hintergrund des Interesses gestanden hatte, sondern zugleich eine enorme Ausweitung der Fragestellungen mit weit reichenden Konsequenzen: Denn hier ging es nicht mehr nur um Phänomene der künstlerischen Form und des Stils, sondern um weitreichende historische Kontexte: Geschichte und Politik traten in den Blick, Religion und Mythologie kamen als Konzepte der Herrschaft ins Spiel, politische Ikonographie wurde als ein komplexes Medium von öffentlicher Wirkung verstanden. Die frühen Arbeiten „Zur Augustusstatue von Prima Porta“ (1957) und „Ara Pacis Augustae“ (1963/1967) gehören bis heute zu den besten Texten über diese berühmten Denkmäler. In ganz anderer Weise innovativ war Erika Simons Monographie über „Die Portlandvase“ (1957), mit der sie sich habilitierte: So umstritten ihre Deutung auf die Geburtslegende des Augustus bis heute ist, sie eröffnet auf ingeniose Weise die Perspektive einer politischen Bildsprache in der luxuriösen Hofkunst um Augustus. Mit diesen Arbeiten hat sie vielen jüngeren Archäologen den Weg in die römische Archäologie gewiesen.

Später hat Erika Simon ihre Forschungen über den Begründer des römischen Principats und die frühe Kaiserzeit in ihrem Buch über Augustus (1986) zusammengefasst. Neben dem Augustus-Buch von Paul Zanker, das sich konsequent auf die Repräsentation und Rezeption des Kaisers und seiner Herrschaftsideologie konzentriert, wird hier in einer weiter ausgreifenden Form ein vielseitiges kulturgeschichtliches Panorama von „Kunst und Leben in Rom um die Zeitenwende“ (so der Untertitel) ausgebreitet.

Ein besonderer Vorzug von Erika Simons Verständnis der griechischen und römischen Kultur liegt darin, dass sie sie nicht als isoliertes Phänomen sieht, sondern sie in den großen historischen Kontext der Kulturen vor, neben und nach der klassischen Antike stellt. Sie hat damit entschieden dazu beigetragen, die griechische und römische Antike von dem Anspruch der ‚klassischen‘ Einzigartigkeit zu befreien.

Die langen Traditionen von Religion und Mythos haben Erika Simon den Blick auf das kulturelle Verhältnis zwischen der minoischen und mykenischen Bronzezeit und der späteren griechischen Geschichte gelenkt. In dem zusam-

men mit Roland Hampe verfassten Buch „Tausend Jahre Frühgriechische Kunst, 1600–600 v. Chr.“ (1980) haben die Autoren sich in erfrischender Weise von der oft fundamentalistischen Kontroverse pro und contra „continuity“ frei gemacht, indem sie unbefangen von der Tatsache ausgingen, dass Griechenland während dieser Zeit kontinuierlich von Menschen besiedelt war, in einem Wechselspiel von Kontinuitäten und Diskontinuitäten. Das Buch ist ein seither kaum wiederholter Versuch, diese kulturelle Brücke zu schlagen, ohne die Differenzen zu leugnen.

Seinerzeit nicht weniger provozierend, heute aber voll anerkannt, war ein weiterer Brückenschlag, eine ebenfalls zusammen mit Roland Hampe verfasste Untersuchung „Griechische Sagen in der frühen etruskischen Kunst“ (1964). Auch hier wendeten sie sich gegen ein klassizistisches Vorurteil: dass griechische Mythen in der etruskischen Kunst lange Zeit ohne Verständnis als reine Bildchiffren übernommen und verfälscht worden seien. Ihr Nachweis, dass die Mythen und ihre Bilder nicht nur früh aus Griechenland nach Etrurien gelangt sind, sondern dort produktiv rezipiert und weitergebildet wurden, war ein entscheidender Schritt zu einem Verständnis der etruskischen Kultur auf Augenhöhe mit Griechenland.

Nicht zuletzt hat Erika Simon immer wieder die Linien der Tradition von der Antike bis in die neuere Kunst gezogen. Eine große Untersuchung über „Nonnos und das Elfenbeinkästchen aus Veroli“ (1964) ist ein Markstein der byzantinischen Kunstgeschichte. Mit Studien über das humanistische Programm der Reliefmedaillons des Palazzo Medici in Florenz (1965), über „Dürer und Mantegna“ (1972), über die Allegorien von Giovanni Battista Tiepolo im Treppenhaus der Würzburger Residenz (1971) und über das klassizistische Pompejanum in ihrer Heimatstadt Aschaffenburg (1979) hat sie hohe Anerkennung unter Kunsthistorikern gefunden. Dabei steht sie in ihrer Art der Interpretation besonders der Ikonologie von Erwin Panofsky nahe, den sie seit einem Aufenthalt in Princeton hoch verehrte.

Alle Arbeiten Erika Simons haben letzten Endes die gesamte Lebenskultur der Antike im Blick, für die sie alle verfügbaren Zeugnisse heranzog: neben den Bildwerken, den Gegenständen der materiellen Kultur und den Grabungsstätten vor allem auch die Quellen der Literatur. Die griechischen und lateinischen Autoren kannte sie wie wenige andere. Sie war sich sehr wohl der Unterschiede der Medien bewusst, aber sie sah keinen Sinn in theoretischer Isolation von Bildern und Texten, sondern führte sie in Aufsätzen über „Vergil und die Bildkunst“ (1982) und „Horaz und die Bildkunst seiner Zeit“ (1994) zusammen, wie auch die antiken Menschen sie zusammen im Blick hatten. Besonders prägend war dieser Ansatz in ihrem Buch „Pergamon und Hesiod“ (1975): Hier stellte sie den Kampf der Götter und Giganten am Großen Altar von Pergamon in einen weiten Horizont von religiösen Konzepten, die nicht nur von dem archaischen Dichter geprägt waren, sondern auch von der hellenistischen Philosophie der Stoiker, die am pergameni-schen Königshof eine berühmte Schule bildeten.

Mit ihrer großen Gelehrsamkeit ist Erika Simon nicht zurückgescheut vor exponierten Thesen. Skeptische Stimmen haben öfters dagegen eingewandt, dass sie mit der virtuoson Kombination verschiedenartiger Zeugnisse die Grenzen methodischer Interpretation überschreite. Doch die Kritiker sollten es sich nicht zu leicht machen: Die besonders kühne Rekonstruktion des Westgiebels des Parthenon mit dem Blitz des Zeus, der zwischen den streitenden Göttern Athena und Poseidon niederfährt, ist zunächst mit großer Zurückhaltung aufgenommen worden, wurde aber bald darauf in spektakulärer Weise durch ein neu aufgetauchtes Vasenbild bestätigt.

Die internationale Wissenschaft hat Erika Simon hohe Anerkennung erwiesen. Sie war Mitglied und Ehrenmitglied zahlreicher nationaler und internationaler Institute, Akademien und Gesellschaften, Trägerin hoher Auszeichnungen, Orden und Medaillen, und Doctor honoris causa der Universitäten Athen und Thessaloniki.

Dabei hat sie sich selbst am liebsten als Vermittlerin der Antike an weite Kreise von interessierten Laien gesehen. In zahllosen Vorträgen jenseits der akademischen Fachwelt, wie auch in ihren Büchern über die Götter der Griechen und Römer, entwickelte sie eine große Fähigkeit, die Bildwerke der Antike anschaulich zum Sprechen zu bringen und wissenschaftliche Fragen verständlich darzustellen. Gerne behauptete sie, ihr wichtigstes Werk sei das Martin-von-Wagner-Museum ihrer Universität Würzburg, das sie mit großer Liebe geleitet hat. Die Führer durch das Museum, die sie zusammen mit ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern schrieb, sind Musterbeispiele der Fähigkeit, den Besuchern die Augen für die Bedeutung der einzelnen Bildwerke und Gegenstände zu öffnen.

Erika Simon war eine strenge und anspruchsvolle akademische Lehrerin, dabei war sie aber von einer großen Hilfsbereitschaft und strahlte immer eine heitere Atmosphäre aus. Im Lauf der Jahre fanden viele griechische, italienische und türkische Studierende bei ihr Aufnahme; manche von ihnen hat sie mit einfühlsamer Geduld über seelische und auch materielle Klippen geführt. Sie selbst hatte in dem sehr männlich dominierten Fach der Archäologie viele Steine in den Weg gelegt bekommen. Darum war sie besonders darauf bedacht, ihren Schülerinnen und jüngeren Kolleginnen zu ihrer wissenschaftlichen Entfaltung und verdienten Anerkennung zu verhelfen. Dabei war sie völlig frei von feministischem Eifer: Sie war viel zu vornehm, um offen von ihren zum Teil bedrückenden Erfahrungen zu sprechen.

Erika Simons Blick auf die Griechen und Römer erwuchs aus einer Menschlichkeit, die tiefer ging als die wissenschaftliche Forschung. Sie konnte dabei ein Glück empfinden, das frei von Idealisierungen war und das ihr auch in der letzten Lebenszeit, über körperliche Mühen hinweg, ihre innere Jugendlichkeit, ihre geistige Lebendigkeit und einen Schimmer von Heiterkeit bewahrte.

Tonio Hölscher